

# Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“ zu No. 16, Jahrgang 17.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 25. Dezember 1896.

## Großmutter hat recht.

Eine Weihnachtsgeschichte von B. Renz.

„Ohne Schnee kein richtiges Weihnachtsgeschichte“, pflegte meine Großmutter zu sagen, die alte Justizräthin Deder, und das selbe wiederholte sie am Abend des 23. Dezember 1888, als wir im Hause ihrer Tochter, der Frau Oberförsterin von Scherwitz, in der gemütlichen Stube um den runden Tisch saßen und Christbaum und Kerzen angezündet waren. Großmutter schnitt Neze aus Goldpapier, die Tante Oberförsterin, meines lieben verstorbenen Vaters Schwester, vergoldete Nüsse, und ich sah beiden fleißig zu und rauchte eine von Dede's trefflichen Cigarren. Vor zwei Tagen war die alte Dame in meiner Begleitung hier in Stutterode, einem Dorfe am Fuße des Harzwaldes, angelangt; wir kamen beide aus Halle an der Saale, wo Großmutter ihre Wittwenspension bezog und das, was der liebe Gott ihr außerdem an irdischen Gütern bescheert hatte, und wo ich als Floßer Märker mich aufhielt und nebenbei die Naturwissenschaften studierte.

„Ohne Schnee kein richtiges Weihnachtsgeschichte, Tina“, wiederholte sie, zu ihrer Tochter gewendet, „morgen ist heiliger Abend, dazu eine grimmige Kälte, und noch ist keine Flocke gefallen.“

„Berufe es nicht, Mama“, sagte Tante Oberförsterin und bestellte eben eine große Walmus mit Schaumgold, „wenn wir hier, am Fuße des Harzes und dem Brocken so nahe, Schnee bekommen, wird's immer mehr, als wir gebrauchen können. Fast in jedem Jahre hat er früh oder spät, wochenlang, so daß viel Wild einging und selbst Menschen umgekommen sind. Außerdem — du vergißt, daß ich morgen meine Kinder erwarte; — wären sie doch schon hier! Ich habe eine rechte Unruhe.“

Meine Großmutter lächelte, und das stand ihr wunderbar gut zu dem freundlichen Gesicht mit den jugendlich blauen Augen unter dem Silberhaar. Sie war eine geistreiche alte Frau, fest im Urtheil und beharrlich bei dem verbleibenden, was sie für richtig hielt; sie galt gleichsam als oberste Instanz; was sie sagte, geschah — was sie verbot, unterblieb. „Großmutter hat wieder recht gehabt“, konnte man oft hören im Kreise der Familie.

„In ewigen Bergen“, sagte sie, „soll noch starker Bergglaube herrschen; bist du auch schon?“

Die stattliche Frau lachte, aber wuschte zugleich eine Thräne ab, die verträufelnd über ihre Wangen lief. „Abergläubisch?“ fragte sie leise. „Nein! Aber ich bin furchtbar genervt während des letzten Jahres. Warum mußte es auch so kommen! — Ich habe dir schon erzählt, Mama, daß mein Mann sich mit Wenzels gänzlich überworfen hat, daß Karl Wenzel unsere Martha liebt und daß Scherwitz sein Kind deshalb und ohne meine Einwendungen zu hören, fortgeschickt nach Wieburg zu seiner Schwester.“

„Nun ja“, begnügte Großmutter, „aber morgen kommt Marthachen wieder, und dann kann ja noch alles gut werden.“

„Du kennst du Scherwitz nicht!“ rief Tante fast heftig, „er ist zu erbittert auf Wenzel; er ist ein guter, braver Mann, das weiß keiner besser als ich, aber er ist so maßlos —“ Sie sah zu mir herüber und brach plötzlich ab, und Großmutter nickte zustimmend.

„Wie ist denn dieser Zwist entstanden?“ fragte die alte Dame nach einer Pause. „Nur wart doch noch vor zwei Jahren, als ich euch besuchte, so eng befreundet mit Wenzels, sie wohnen auch gerade gegenüber, und ihr sahet euch täglich, er, ich möchte sagen stündlich.“

„Ja“, klang es leuchtend aus Tantes Munde. „Als wir vor sechs Jahren

hierher versetzt wurden, nahmen Wenzels sich unserer so freundlich an, als wären wir ihre nächsten Verwandten; wir mußten bei ihnen wohnen, bis alles hier in Ordnung war, sie standen uns mit Rath und That bei und wir wurden bald sehr intim. Mit dem konnten wir auch umgehen hier, außer mit ihnen und Pastors? Unser Dorf ist nicht groß, obwohl es einzelne sehr wohlhabende Bauern besitzt, Wieburg drei Poststunden entfernt, und Güter liegen nicht in der Nähe, denn von Osten, Westen und Norden umschließen die bewaldeten Berge das Dorf, und nur nach Süden liegt offenes Feld. Wie gesagt, wir sind auf uns drei Familien angewiesen.“

„Erzähle nur“, bat Großmutter, „Graf ist verschwiegen, du brauchst dich nicht zu genieren.“

„Ja, Tante“, sagte ich auch, „erzähle, ich bin distret wie ein Stein.“

Sie schüttelte erst leise den Kopf und wuschte sich die Augen. Dann aber begann sie doch. „Wenzels sind sehr wohlhabend, ihr Gut ist schuldenfrei, sie besitzen eine große Summe in Aktien der A. S. Kohlengruben und außerdem noch wer weiß wie viel; aber Herr Amtmann Wenzel zeigt seinen Reichtum gern, zumal als splendorer Wirth als Besitzer edler Pferde u. s. w. Das kann nun Scherwitz nicht gut leiden, und wenn er auch nicht neidisch ist, so hält er sich doch für den Ersten in der Gemeinde, ist stolz auf seinen alten Adel und gehört schließlich auch gerade nicht zu den armen Leuten. Mein Mann nannte Wenzel bald nur den Gelbprogen, was, beiläufig gesagt, zu stark ist, und ärgerte sich jedesmal, wenn wir bei ihm waren, über den Luxus, den er mit seinen Weinen und dem nie fehlenden Champagner trieb.“

Tante schloß einen Augenblick, und ich verhielt mich stumm und rauchte scheinbar theilnahmslos meine Cigarre weiter. Wachte ich doch, daß der Onkel Oberförster im Verlehe ein ziemlich „zuangeseher“ Mann war, „groß und gesund“, wie man hier zu sagen pflegt, aber dabei rechtschaffen, bieder und frei von jeder Verstellung, und daß man ungefähr dasselbe von seinem Feinde, dem Amtmann, behaupten durfte. Ich wachte ferner, daß meine liebe Tante ihren Garten eigentlich fürchtete, wiewohl sie im übrigen als eine entschlossene Frau galt, die im Hause und Hofe zu regieren verstand. Es mußte wohl etwas Besonderes vorgefallen, das den Bruch, diesen tiefen Bruch, herbeigeführt hatte zwischen Männern, die noch vor Jahresfrist die besten Freunde schienen, und das sollte ich jetzt erfahren; ich spitzte also die Ohren.

„Wenzel, ich meine den Vater“, begann Tante wieder, „ist ein leidenschaftlicher Jäger. Er hatte von dem Vorgänger meines Mannes einen Jagdschein erhalten, der ihn berechtigte, alles Raubzeug zu schießen, das ihm vor's Rohr kam, nicht allein auf dem eignen Felde, an der Grenze, sondern auch im Forste selbst. Als mein Mann diese Stelle übernahm und zwischen Wenzels und uns, dank ihrem freundlichen Entgegenkommen, ein wirklich angenehmes Verhältniß entstand, hielt der Amtmann es empor für überflüssig, oder vergaß es — genug, er benutzte den früher erhaltenen Jagdschein weiter, ohne Scherwitz ein Wort deshalb zu gönnen, und das ärgerte diesen. Indeß, er hielt auf meine Bitten an sich und ließ die Sache gehen oder brühte, wie man sagt, ein Auge zu. — Wenn man in einer so kleinen Gemeinde wohnt, soll man die wenigen Freunde festhalten.“

„Das meine ich auch“, bestätigte die alte Dame. „Aber weiter, Tina.“

„Nun war bei Scherwitz ein gewisser Kerger bereits vorhanden, da lehrte Karl Wenzel von Halle zurück, wo er während des letzten Jahres Vorlesungen gehört hatte, und — na, ich sage es gerade heraus, er verliebte sich beim ersten Besuch in unsere Martha und diese in ihn. Er ist ein hübscher, bescheidener Mensch.“

„Ich, wir haben uns in Halle täglich bei Tische in der „Stadt-Hamburg“ getroffen“, auch in einigen Vorlesungen; du hast recht, er ist ein Mensch, den jeder lieb haben muß.“

„Freut mich zu hören, Ernst. Nun, es war im Herbst vorigen Jahres, als wiederum eine Beschwerde des Amtmanns einging über den Wildschaden, den das Schwarzwild auf seinen Kartoffeläckern anrichtete. Es war immer so gewesen, aber diesmal schlimmer als je; die Beschwerde klang auch weniger artig als sonst und schließlich endete sie mit der kategorischen Forderung, es müsse ein Wildgatter aufgestellt werden zum Schutze der Acker. Gegen Abend kamen Wenzels zu uns; die Herren wollten ihre Whistpartie machen, auch der Pastor war dabei, und der Amtmann brachte sofort das Gespräch auf die heikle Sache, auf Wildschaden und Wildschaden. Mein Mann erwiderte ihm, ganz gegen seine Natur, sehr ruhig und artig, die Sache liege bereits seit längerer Zeit der Regierung vor, man müsse abwarten, was diese entscheide, er könne das Gatter nicht auf eigene Faust hinstellen. — „Aber Sie können auf eigene Faust das Gatter der Abjaganten schicken, dazu sind Sie gefähig!“ brauste der Amtmann auf; „wie nun, wenn ich mir selbst Recht schaffe und die Viehherden auf meinem Grund und Boden abschleife?“ — „Das würde sehr üble Folgen für Sie haben, Herr Amtmann“, erwiderte Scherwitz und nahm seine Karten auf.

Karl Wenzel, der mitspitzte, und dem dieser Streit schrecklich war, wollte durch einen Scherz die Sache ins Gleiche bringen und sagte: „Mein Vater ist zum Wildern nicht geschaffen, Herr Oberförster, wenn also erlegte Säuen gefunden werden auf unserm Acker, so könnte höchstens ich der Thäter sein.“ Dann lachte er, aber er lachte allein; mein Mann sah sehr ernst aus und spielte einfüßig weiter. Es war ein recht stiller, ungemüthlicher Abend, der letzte, den Wenzels bei uns zugebracht haben. — Drei Tage später kam frühmorgens der alte Kunze, das Faktotum meines Mannes, der bei uns auf dem Hofe wohnt, zu Scherwitz ins Zimmer gestürzt und mehlte: „Auf der Kartoffelbreite am Stedekopf liegt ein Hauptschwein, regelrecht auf's Blatt geschossen!“

„Ich denke, mein Mann wird rasend, als er es hört. Die beiden heiligen Jhrler mußten mit hinaus, der Gendarm aus Dinterode wurde geholt, der Ortsschulze; es wurden Protokolle aufgenommen, Leute verhört — alles umsonst, es kam nicht an den Tag, wer der Schütze gewesen, und schließlich blieb der Verdacht auf Karl Wenzel hängen, wenigstens bei Scherwitz und seinen Leuten, und der Verlehe zwischen Wenzels und uns schloß fast ganz ein. Nur ich ging manchmal noch zur Frau Amtmann hinüber, und noch öfter Martha, aber das mußte heimlich geschehen, Scherwitz durfte es nicht erfahren, er würde sonst sehr heftig geworden sein. Er lud Wenzel auch nicht mehr zu den Jagdtagen ein, ja, er hatte ihm den Jagdschein abfordern lassen, und so war der Riß immer tiefer geworden.“

„Dann wurde es Weihnacht. Bis her hatten wir zwei Familien den heiligen Abend gern zusammen verlebt, abwechselnd bei uns oder bei Wenzels; diesmal waren wir an der Reihe gewesen, aber unter so bewanderten Umständen schien es weder wünschenswerth noch klug, an diesen Brauch zu erinnern, wie sonst immer geschehen mit der Bitte, „nicht zu spät zu kommen.“ — Und noch eins: Wenzel ist Besitzer eines großen Karpenteides und schickte uns immer zu Weihnacht und Silvester reichlich die schönsten Fische, die wir andernfalls hätten aus der Stadt beziehen müssen. Als Gegenleistung erhielt er regelmäßig am 23. Dezember eine prächtige Tanne für den Weihnachtstisch und einen Festbraten aus dem Walde; allein diesmal war die Sendung unsererseits unterblieben; und als trotzdem das Mädchen vom Amte

mit Karpfen erschien, fertigte mein Mann, der sich gerade auf dem Fjurr befand, dieselbe kurz ab — er habe die Karpfen bereits aus Wieburg besorgt und müsse danken. Das war deutlich, und Wenzels erschienen am heiligen Abend vorigen Jahres nicht bei uns. Da, am folgenden Morgen nach dem Gottesdienste, trat plötzlich Karl Wenzel in die Stube meines Mannes; wir unterhielten uns eben über das ungeliebte nachbarliche Verhältniß, und somit traf der junge Mann eine sehr ungeliebte Zeit. Er schien mächtig erregt; er sei mit Wissen seiner Eltern gekommen, begann er, und erkläre auf sein Ehrenwort, er habe das Wildschwein nicht geschossen, wisse auch nicht, wer es gethan haben könne, aber das wisse er, sein Vater sei es nicht gewesen. Dann bat er, auch im Namen seiner Eltern, das alte Verhältniß wieder aufzurichten zu wollen, und schließlich gestand er zögernd und stotternd, er liebe Martha und bitte um ihre Hand.

„Wissen Ihre Eltern auch von diesem Schritt?“ fragte Scherwitz. — Der junge Mann wurde noch verlegener und röther und sagte endlich: „Ja! Aber daß ich heute schon um Martha's Hand werbe, das habe ich ihnen nicht gesagt.“

„Nun, dann behalten Sie es auch für sich“, erwiderte mein Mann kurz, „denn ich bin entschlossen, es zwischen uns zu lassen, wie es jetzt ist. Mein Amt gestattet nicht den Umgang mit einem Wild —“

„Wilhelm!“ schrie ich auf; aber schon hatte Karl Wenzel eine tiefe, stumme Verbeugung gemacht und die Stube verlassen und unser Haus. „Wie kannst du auf den unbestimmten Verdacht hin ein so schweres Wort aussprechen, Wilhelm!“ rief ich weinend. Aber er befand sich schon wieder in hellster Wuth. „Er ist's gewesen und kein anderer“, schrie er, „ich sage dir, die Sonne bringt's an den Tag! Dort liegt das Blei, genau das ungewöhnlich große Kaliber der Wirschbüchse, die der Monsieur aus Halle mitbrachte.“

Mit einem Wort, Scherwitz war gar nicht zu beruhigen, und ich betannte immer mehr die Ueberzeugung, daß dies letzte den Bruch unheilbar gemacht hatte, denn nun grollten Wenzels ebenfalls, und das mit volstem Rechte. Also Martha wurde gerufen, examiniert und schließlich zu dem Geständniß gezwungen, daß sie das Wenzel'sche Haus öfter besucht habe, zumal wenn ihre Eltern nach der Stadt gefahren waren, und daß unsere alte Lise Briefe getragen hatte. — Na, Mama, du kennst ihn! Als unser Fritz wieder abreiste nach Wieburg zu seinem Professor, mußte Martha mitfahren, um bei der Schwester meines Mannes, der Landrätin von Sanden in Wieburg, zu bleiben, und ich war ein ganzes Jahr allein. Es hat Mühe und Bitten gekostet, Scherwitz zu bewegen, daß Martha jetzt zum Feste kommen darf. Wäre sie nur erst hier!“

„Tina“, fragte Großmutter, „du hältst also Karl Wenzel für unschuldig?“

„Ja Mama! Unzweifelhaft!“

„Und du würdest dein Jawort geben zu der Verbindung?“

„Ja, Mama, auf der Stelle.“

Dann flüsterte Tante der alten Frau etwa in's Ohr, aber ich vernahm doch einzelne Worte, wie „Unsin — gute Partie für Martha — prächtiger Mensch — gegenseitige Neigung —“

„hm! hm!“ machte Großmutter und fragte dann laut: „Aber, warum kommt sie erst morgen? Ist das auch eine Disposition deines Mannes?“

„Nein, Mama“, war die Antwort, „anfangs hatte er den Plan, die beiden Kinder selbst zu holen, gab ihm aber auf, weil er notwendig im Holze zu thun hatte, und so sollten sie denn heute mit der Post kommen, die jeden Vormittag um elf Uhr hier die Pferde wechselt auf der Fahrt nach Dinterode. Da schrieb denn Martha heute früh, sie kämen erst morgen; Fritz wollte seine Ferienarbeiten dort für

und fertig machen mit Hilfe seines Professors, und auch sie habe ihre Stickerie noch nicht zurück vom Buchbinder; wahrscheinlich eine Schreibmappe für Scherwitz.“

Es entstand ein langes, tiefes Schweigen. Großmutter seufzte, und ich machte mir am Ofen zu schaffen, wohin ich mich leise zurückgezogen hatte. Dann hörten wir feste Tritte auf dem Fjurr, die Stubenthür öffnete sich und eine riesige Tanne drängte sich durch dieselbe und stellte sich kerzengrade vor Tante hin, und hinter dem Baume trat ein kleiner alter Mann hervor, merkwürdig breit in den Schultern, fast gnomenartig gebaut, mit verwildertem Gesicht.

„Da ist sie, Frau Oberförsterin“, sagte er, „und den Fuß habe ich recht groß gemacht, umfallen kann sie nicht.“ „Prächtig, Runze! Das ist ein stattlicher Weihnachtsbaum!“ rief Tante, „so schön hatten wir ihn noch nie, und Ihr sollt bedankt sein.“ Sie reichte dem Alten, der die Ottermilch in der Hand, schmunzelnd daband, ein blankes Markstück. „Kommt mein Mann bald heim?“

„Herr Oberförster bleiben noch im Buchenschlage am Futterplatz“, erwiderte der Mann, „werden aber bald heim sein. Wir haben böses Wetter zu erwarten“, erläuterte er, „viel Schnee, und dann kommen ja auch die Festtage; darum ist heute der Futterplatz in Ordnung gebracht.“

„Schnee?“ wiederholte Großmutter und sah von ihrer Arbeit auf, „das wäre ja herrlich, ohne Schnee kein richtiges Weihnachtsgeschichte —“

„Mama, du kennst unsere Berge nicht“, unterbrach Tante. „Wenig Schnee haben wir überhaupt nicht; ich sagte dir vorher schon, wenn er kommt, so kommt er gleich massenhaft und macht Weg und Steg unpassierbar. Nicht wahr, Runze?“

„Ja, Gnädigste, wird schon so sein. Und der Mond ist heut Abend so verfinstert, und in den Buchen tracht es trotz der Windstille, als wollten sie uns warnen: Paßt auf, es gibt was! Ist auch milder geworden seit einer Stunde; ich bleibe dabei, morgen haben wir ein tüchtiges Schneewetter.“

„Macht die Pferde nicht scheu, Runze“, ermahnte Tante fast ängstlich. „Morgen zum heiligen Abend kommen unsere Kinder von Wieburg, und da ist eure Prophezeiung ein schlechter Trost. Mama“, wendete sie sich an die alte Frau, „wir sind manchmal wochenlang ohne Verbindung mit der Stadt gewesen, wenn der Schnee in den Hohlwegen ellenhoch lag und die Post stundenlang blieb; das fehlte uns morgen noch!“

„Dante nicht gleich das Schlimmste, Tina, beruhige Großmutter, so arg wird es ja nicht werden.“

„Mama, wir sind seit sechs Jahren hier und erleben jedes Jahr Schneebrauch in den Forsten. Apropos, Runze, habt Ihr Amtmanns einen Baum besorgt?“

„Nein, Gnädigste“, war die Erwiderung des Alten, der verlegen die Mütze in der Hand drehte, „der Oberförster ist es nicht.“

„Ich meine, Amtmanns Karl hat Euch darum gebeten?“

„Ja, nun ja, ich wollt's ja auch besorgen, aber Herr Oberförster hatte sein Ohr dafür, und so muß ich's lassen.“

„Habt Ihr's dem jungen Herrn gesagt?“

„Ja, Frau Oberförsterin“, und er machte ein sehr betrübtes Gesicht; „er beagete mir nämlich dort an der Ecke von der Gemeindefestung. Nun nimmt er einen Baum aus dem Amtsgarten; s'ist schade drum.“

„Gut, Runze“, sagte Tante verstimmt, „mich gebt's ja nichts an. — Kommt morgen Abend so gegen fünf Uhr mit Eurer Entlein her zur Einbescherung.“

Der Mann ging, und Tante, die noch immer hübsche blonde Frau, setzte sich wieder zu ihrer Mutter an den Sofa, schraubte die Lampe höher und begann auf's neue mit dem Her-

golden der Nüsse. Eine Weile schwiegen beide Frauen, dann fragte Großmutter halblaut: „Was ist dir, Tina? Hast du wirklich so große Sorge wegen der Kinder?“

Aber da erschollen laute Tritte draußen, Hund bellten auf dem Hofe und der alte Pluto vor dem großen eisernen Ofen, dessen vordere Platte das Stollberger Wappen zeigte mit der Jahreszahl 1709, hob den schönen braunen Kopf und gab ein leises Freubengeheul von sich, dann öffnete sich die Stubenthür und der Onkel Oberförster trat ein, ein großer schlanker Mann in der fleißigen Jägertracht, mit den Abzeichen seines Ranges; aus dem Gesichte blickten zwei Augen, scharf wie die eines Falken, unter dunklen Augenbrauen hervor, und die stark gekrümmte Nase, der mächtige graue Schnurrbart verliehen den Zügen des Mannes den Ausdruck von Stolz und entschlossener Willenskraft, aber auch von Gutherzigkeit.

„Bist du mit dem Baum zufrieden, Tina? Guten Abend, Frau Mutter“, waren seine ersten Worte; dann reichte er mir freundlich die Hand, und setzte nach der Tante gewendet hinzu: „Ich habe dir einen Weihnachtstbraten mitgebracht, Tina, einen feinsten Rehbock; die Kinder werden wohl schon lange keinen mehr geloffet haben.“

„Wären sie nur erst glücklich hier“, entfuhr es der Tante abermals; „Runze sprach vom Schneewetter, das wir erwarten können.“

„Welleicht — ja“, bestätigte Onkel und setzte sich an den Ofen, „Runze ist einmal der Unglücksrabe. Tosen Schneefall haben wir immer erst im Februar gehabt. Was sagt denn der Barometer?“

Er stand auf und trat zu dem Schweißbüchse seiner Frau, auf welchem in zierlichem Geßell ein Aneroid-Barometer prangte, ein „Wiesleichen“ des Amtmanns Wenzel. „Dummes Ding“, sagte er verächtlich, „steht ja wahrhaftig noch unter „Sturm“; scheint mir ebenso zuverlässig, wie der prophige Geber da draußen.“

„Aber Wilhelm!“ rief Tante unwillig.

Allein er hatte das Zimmer bereits verlassen und war über den mächtigen Fjurr nach seiner Stube geschritten, um den alten zuverlässigen Quecksilber-Barometer zu befragen, und ich folgte ihm rasch. Kopfschüttelnd stand er vor dem Mäthel: „Wertwürdig! derselbe Stand — hm!“

„Nun, Wilhelm?“ fragte Tante, als wir wieder in die Wohnstube traten. „Es ist so, Sturm und Unwetter“, erwiderte Onkel verdräuflich, „aber wer weiß, ob's eintrifft.“

„Können wir die Kinder nicht warnen lassen?“

„Nein“, sagte Onkel, „das ist zu spät. Und wenn auch — der Bote käme er nach Mitternacht dort an und alarmirte das Haus meiner Schwester und ebenso das des Professors — die Post fährt morgen früh acht Uhr dort ab und bis elf Uhr wird sich das Wetter ja wohl halten, wir haben immer noch zehn Grad Kälte.“ Und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte er: „Darf ich helfen? Soll ich Nüsse vergolden?“

„Ja, Wilhelm“, ihue das“, bat Tante freundlich, einen leisen Seufzer kaum unterdrückend. „Die Kinder meines Holzhaues und Wildwärters habe ich um 5 Uhr zur Bescherung bestellt.“

„Bon! Und wir bescheren um sechs Uhr, wie immer. Was die beiden sich freuen werden, der Junge über sein kleine Doppelflinte, die übrigens auch erst morgen mit der Post ankommt um Martha über ihre schöne Pelzgarntur.“

„Sie ist auch schön“, bestätigte Großmutter.

„Wer? Die Martha?“ Er lach fröhlich auf. Er konnte so herzlich lachen im Kreise der Seinen, der gu Onkel.

„Sie sind beide schön“, erklärte b (Fortsetzung auf der 4. Seite.)